



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Der neue trojanische Krieg

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der neue trojanische Krieg



ie selbstherrliche Art, in der Professor Virchow auf dem Anthropologenkongreß zu Wien ein Sendschreiben des Hauptmanns Ernst Boetticher in Angelegenheit der Ausgrabungen von Hissarlik abfertigte, hat bei allen Unparteiischen peinliches Aufsehen erregt. Sollte es seine Absicht gewesen sein, den Gegenstand dadurch,

daß er ihn von der Tagesordnung jener Versammlung strich, überhaupt zu beseitigen, so dürfte er das ungeeignetste Mittel ergriffen haben. Denn natürlich wird man begierig, zu erfahren, worin denn die Taktlosigkeit bestehe, durch die Boetticher eine derartige Behandlung verschuldet habe. Ist sie in seinem „Offenen Sendschreiben“ an den Kongreß enthalten, oder in der mit diesem eingereichten Schrift: *La Troie de Schliemann une nécropole à incinération à la manière assyro-babylonienne* (Louvain, 1889)? Daß er in dem erstern gewisse Behauptungen Schliemanns und seiner Anhänger für falsch erklärt und auf Widersprüche in den Angaben und Deutungen in den verschiedenen Büchern Schliemanns hinweist, kann nicht gemeint sein, da er in jedem Falle den Beweis antritt. Streitig ist die ganze Sache noch, und zwar nicht allein zwischen Schliemann und Genossen einerseits und Boetticher anderseits; Boetticher kann irren, aber er setzt nicht einfach Behauptung gegen Behauptung, und es wäre doch etwas ganz neues in der wissenschaftlichen Welt, wenn jeder Versuch einer andern als der zuerst gegebenen Auslegung als „taktlos“ zum Schweigen gebracht werden sollte. Sehen wir aber von diesen Punkten ab, so bleibt nur noch eine Stelle in dem Sendschreiben verdächtig, nämlich folgende: „Die Sache steht schon längst so, daß die allgemein gehaltenen Redensarten nicht mehr am Platze sind.“ Wollte etwa Professor Virchow nur zeigen, daß nach seiner Ansicht jene Frist noch nicht abgelaufen sei? Oder war es taktlos, mitzuteilen, daß Boetticher sich genötigt gesehen hat, den Kampf in französischer Sprache und in einer belgischen Zeitung fortzuführen, weil er in Deutschland nicht mehr zum Worte kommen konnte?

Die Schrift *La Troie de Schliemann* wird durch ein Vorwort des Universitätsprofessors L. de Harlez in Löwen eingeleitet, das sich zwar für die Untersuchungen Böttichers ausspricht, aber zugleich den Verdiensten Schliemanns in vollem Maße Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der belgische Gelehrte gedenkt

der Aufregung, die sich der ganzen wissenschaftlichen Welt bei der Nachricht bemächtigte, daß Schliemann beabsichtige, nach Kleinasien zu gehen und „dort seine Zeit, seine Mühe und sein Vermögen der Aufdeckung der Überreste des Troja der Ilias und der Aeneis zu weihen“; der „Spannung, mit der Europa dem Fortschritte der Arbeiten des hochherzigen und unermüdlischen Forschers folgte“; der Publikationen, in denen Schliemann über seine Funde Rechenschaft ablegte und seine Ansichten über deren Bedeutung vortrug; und er beschließt diese Übersicht mit den Worten: „Wie auch das Endurteil der Wissenschaft ausfallen möge, ob die ausgegrabnen Bauten Städte oder was sie sonst seien: das Verdienst des hochherzigen und begeisterten Gelehrten, dem man die Früchte seiner Arbeiten verdankt, wird dadurch in keiner Weise verringert, und eine Undankbarkeit, deren sich gewiß niemand schuldig machen wird, wäre es, die von ihm geleisteten Dienste wie seinen Anspruch auf Ruhm zu verkennen.“ Und nachdem er den Standpunkt Böttichers gekennzeichnet und die Gründe, die für diesen sprechen, dargelegt hat, spricht de Harlez endlich die Überzeugung aus, „daß nach der ersten Überraschung Männer von der wissenschaftlichen Bedeutung und dem vortrefflichen Charakter wie der berühmte Professor Virchow die ersten sein werden, die dem einen wie dem andern sein Recht werden lassen, und zugleich dem großen und edeln Erforscher Hissarlik und dem scharfsinnigen und uneigennütigen Gelehrten, der den wahren Charakter der antiken Nekropole erkannt hat, ihre dankbare Anerkennung widmen.“

In diesem letzten Punkte scheint sich de Harlez allerdings getäuscht zu haben, aber daß er Schliemann irgendwie zu nahe getreten sei, wird wohl Professor Virchow nicht behaupten wollen.

Somit bleibt noch Böttichers Buch selbst. In alle Einzelheiten der 115 Großoktavseiten und 12 Tafeln umfassenden Abhandlung einzugehen, verbietet sich aus verschiednen Gründen. Heben wir die wesentlichsten Punkte hervor, die ihn bestimmen, zu leugnen, daß das verschiedne Mauerwerk, das bisher aufgedeckt worden ist, von der Stadt Troja herrühre, so erhalten wir folgendes. Schliemann giebt zu, weder von Häusern noch von der Mauer der Unterstadt, die er annimmt, Reste gefunden zu haben, sondern lediglich den geglätteten Fels, auf dem sie seiner Meinung nach gestanden hat. Die angebliche Akropolis liegt nach Bötticher zuunterst in dem künstlichen Hügel und in gleicher Höhe mit jener Unterstadt Schliemanns, sie hat überdies nur die Größe der Kaisermausoleen zu Rom. Einzelne Objekte seien in den verschiednen Publikationen ganz verschieden dargestellt. Was für Burgmauer, deren Thore und Türme ausgegeben wird, sei einfach eine Anlage von Kommunikationen im Innern und nach oben. Eine Doppelmauer, die von den zweiten Ansiedlern zur Verlängerung eines Thores niedergelegt worden sein soll, sei noch 1881 von Burnouf gesehen worden. Weder die Größenverhältnisse noch die Beschaffenheit der ohne Mörtel, ohne Lot und Winkel-

maß aufgeführten Mauern berechtige zur Annahme von Tempeln und Palästen. Nicht mehrere Städte für Lebende, sondern Geschosse einer Totenstadt bauten sich über einander auf. Diese könne zu Troja gehört haben. Die Ähnlichkeit der Anlage mit mehreren Nekropolen in der Nähe der Dardanellen und am Euphrat und Tigris springe in die Augen.

Unseres Dafürhaltens wird durch den Schriftenwechsel zwischen Schliemann und Boetticher allein schwerlich Klarheit in die Sache gebracht werden, beide stehen dieser nicht unbefangenen genug gegenüber, und Boetticher ist offenbar nicht an Ort und Stelle gewesen, sondern urteilt nur nach den Publikationen, daher denn auch Dörpfeld die Aufforderung: „Widerlegen oder anerkennen!“ seinerseits beantwortet: „Selbst sehen und dann urteilen!“ Schliemann will die Reisekosten tragen, Boetticher hat unter dieser Bedingung die Herausforderung angenommen. Es ist ja möglich, daß Boetticher sich durch den Augenschein überzeugen läßt, fehlgeschossen zu haben, oder daß unparteiische Sachmänner ihm Unrecht geben. Aber auch dann würde man ihm sein Auftreten nicht zum Verbrechen machen dürfen. Wenn nur Philologen und Archäologen von Beruf in diesem Falle mitreden dürften, wären auch Schliemann und Virchow zum Schweigen verurteilt.

Unwillkürlich erinnert man sich so mancher frühern Fälle, wo Professoren die von Nichtprofessoren, von Empirikern, aufgestellten Theorien einfach für Hirngespinnste, nicht der ernsthaften Besprechung wert erklärten, um ihnen später thatsächlich doch einen gewissen Wert zuzuerkennen. Galls Schädellehre war „Schwindel,“ und jetzt belehrt uns die Physiologie, daß allerdings gewisse Erhöhungen das Vorhandensein bestimmter Fähigkeiten verraten. Mit welcher Verachtung wurde von Hahnemann und Priesnitz gesprochen, und wo wäre heutzutage ein Arzt, der nicht gelegentlich bei Beiden Anleihen machte? Wie dachte man einst und wie denkt man jetzt über Magnetismus und Elektrizität? Als Justus Liebig sich dem Gipfelpunkt seines Ruhmes näherte, bekämpfte ein Praktiker, Sprengel, mit großer Lebhaftigkeit die ganze Agrikulturchemie Liebig's, zog als Namenloser gegen den berühmten Gelehrten den kürzern, und hat wahrscheinlich nicht mehr erlebt, daß Gelehrte und Ungelehrte sich zu seiner Anschauung bekannten. Nun rümpfen wieder Professoren die Nase über Galb und Servus, obgleich sich auch über ihre Häupter die von den unzüngstigen Meteorologen vorausgesagten Wetterstürme ergießen. Niemand kann es den Gelehrten verargen, wenn sie neuen Theorien und Entdeckungen Mißtrauen entgegenbringen, strenge Kritik üben — möchten sie dies doch stets den neuen Heilmitteln gegenüber thun! Aber ungeprüft alles verworfen, was gegen die bisherige Lehrmeinung verstößt und von Laien vorgebracht wird, Thatfachen leugnen, weil der wissenschaftliche Nachweis noch aussteht, das schädigt schließlich auch das Ansehen der Gelehrtenwelt.

Die Entdecker und Erfinder beeinträchtigen sehr häufig sich selbst durch Übertreibung, das ist allbekannt. Sie verlieben sich in ihren Gegenstand, ver-

allgemeinern, sehen, was sie sehen wollen und führen auf schwankender Grundlage phantastische Systeme auf. Solche Gebilde zu zerstören, ist Recht und Pflicht der Fachmänner, nur dürfen sie nicht das Richtige, von dem die Schwärmer ausgingen, mit ausrotten wollen. Auch Schliemann trägt Scheuklappen, ohne die er niemals so Großes zuwege gebracht hätte; er hat wiederholt gefunden, was er finden wollte, und hat sich von mancher vorgefaßten Meinung lossagen müssen. Nun weigere man seinen Gegnern nicht das Recht zu forschen, zu kritisieren, zu irren und sich berichtigen zu lassen; auch ihnen ist es nicht minder um die Sache zu thun.



## Neue Erzählungen

### Zweite Reihe



uch ein neuer Band der gesammelten Werke von Maximilian Schmidt: Der Leonhardsratt, Lebensbild aus dem bairischen Hochlande zur Zeit des deutsch-französischen Krieges 1870—1871 (Leipzig, Liebeskind, 1889) ist in diesem Jahre erschienen, und zwar ein besseres Buch als die ihm unmittelbar vorhergegangnen Bücher Schmidts. Nicht deswegen, weil Schmidt eine neue Entwicklung genommen hätte, er ist derselbe geblieben, und auch dieses neue „Lebensbild“ ist mit den alten Farben und mit den alten Motiven geschaffen. Aber die Komposition der Erzählung ist schöner, sorgfältiger als im „Liferl“ oder im „Musikanten“, und die wenig geschmackvollen Exkurse in die altbekannte Orts- und Sittengeschichte Oberbaierns sind vermieden, die vaterländischen Erinnerungen nur hie und da eingestreut worden.

Schmidt ist kein Dichter vom Schlage der Gotthelf, Reuter oder Anzengruber: die urwüchsige Kraft dieser schöpferischen Dichter fehlt ihm, und sein Humor — ohne den der Dorfgeschichtenschreiber gar nicht bestehen kann — ist auf kleine Schwänke bäuerischen Stiles oder auf einen scherzhaften Dialog beschränkt. Schmidt ist sentimental, er glaubt seinen Bauern schmeicheln zu müssen, sie erscheinen bei ihm im farbenprächtigen Sonntagsgewand, und dieses ist meist echter als ihre veredelte Seele. Es will uns z. B. gar nicht bäuerisch erscheinen, wenn eine Bauernbirne litterarische Kenntnisse aufweist, wie die Mirdei in diesem „Leonhardsratt“, die ihren starrköpfigen Vater durch den